

Zur Feier deutscher Dichter.

Einundzwanzigster Abend am 22. Januar 1887:

Österreichische Dichter, I.

In der bekannten, in so vieler Beziehung höchst schätzenswerten Litteraturgeschichte von Vilmar werden die Dichter, von denen wir heute einige zum Gegenstande unserer Feier gewählt haben, mit den kurzen Worten: „Die fruchtbaren, aber wenig bedeutenden Östreicher“ bei Seite geschoben. Gewiss, dies harte Wort hat eine gewisse Berechtigung, insofern wir unter den Östreichern keinen einzigen Dichter finden, der die höchsten Höhen dichterischer Schöpferkraft erreicht hat, und selbst von den hervorragendsten unter ihnen muss man zugeben, dass sie von den Dichtern des eigentlichen Deutschlands mehr empfangen, als zurückgegeben haben. Aber es wäre ungerecht, sie deshalb aus dem Kreise der Dichter, die wir hier an dieser Stelle feiern, ausschließen zu wollen; hat uns der geschichtliche Zusammenhang der Entwicklung der deutschen Dichtkunst und besonders der Teilnahme des deutschen Volkes für die Erzeugnisse derselben doch schon öfter die Pflicht aufgelegt, auch solcher Dichter zu gedenken, die an Bedeutung die österreichischen um nichts überragen. Es würde aber auch zugleich undankbar sein, wenn wir an der Grenze stehen bleiben wollten, welche seit 1866 als die Folge Jahrhunderte alter Gegensätze uns in staatlichen Einrichtungen von den Östreichern trennt. Denn wenn es unter den Dichtern drüben auch keine Bahnbrecher gegeben hat, die das geistige Leben des deutschen Volkes mit wesentlich neuem Inhalte erfüllt oder

ihm eine bisher ungekannte Gestaltung gegeben hätten, so haben wir von der reichen Fülle dessen, was sie nicht blofs ihren nächsten Landsleuten darboten, doch ein gut Teil mitgenossen zu eigener Befriedigung und Erquickung.

Wenn wir nach Umfang und Zahl ihrer Leistungen ihnen durch unsere Dichterabende gerecht werden wollten, so würden nicht einmal zwei dafür ausreichen. Doch sind die von ihnen gewählten Stoffe zum Teil der Art, dass wir schon deshalb nicht allen ihren Dichtungen dieselbe Teilnahme entgegenbringen können, die sie in ihrer engeren Heimat erwarten durften, wodurch ja naturgemäfs auch der Auswahl für unsere Dichterabende eine Beschränkung auferlegt wurde. Aber ich glaube, auch das wenige, was wir heute vorführen, noch dazu von drei Dichtern, die wir nicht einmal den bedeutenderen Östreichern zurechnen dürfen, wird den Beweis liefern, dass die deutsche Dichtung nicht blofs befruchtend auf sie gewirkt hat, sondern dass dieselben auch manches dafür zurückgezahlt haben, was wir mit Dank in Empfang nehmen konnten. Der dichterische Gesichtskreis, in welchem ein Geschlecht aufwächst, wechselt ja durchschnittlich von Geschlecht zu Geschlecht, und so mögen nicht jedem von uns hier im Saale alle heute vorkommenden Gedichte bekannt sein, aber es werden wenige Zuhörer sein, die darunter nicht mehrere als alte, traute Freunde wieder erkennen, die zu irgend einer Zeit ihres Lebens ihrer eigenen

Bildung in dem Genusse und der Aneignung dichterischer Gebilde förderlich gewesen sind.

Wenn man überhaupt von österreichischen Dichtern spricht, so liegt in dieser Bezeichnung mehr, als die Hinweisung bloß auf die Geburtsstätten der Dichter und die Eigentümlichkeiten des dort heimischen Volksstammes. Vergeblich habe ich aber nach einer Darstellung gesucht, die alle Beziehungen, die grade in dieser Bezeichnung angedeutet liegen, klar und vollständig zum Verständnis brächte, namentlich die Wirkungen, welche die geographische Zusammensetzung und die eigentümliche Geschichte Östreichs, sowie seine Stellung zum deutschen Reiche für die Erweckung und Förderung des Volksgeistes auf den idealeren Gebieten des Lebens, besonders der Dichtung haben musste, die hier in einem eigentümlichen Gegensatze zu den teils grofsartigen Schöpfungen der Tonkunst steht.

Wohl wird uns schon in der Blütezeit des Minnegesangs der Hof der letzten Babenberger gepriesen als eine glänzende Pflegestätte der Dichtkunst, wo Reinmar der Alte noch mehr als vor ihm Heinrich von Veldeke der erwachenden Sangeslust an den Höfen der Fürsten und auf den Burgen der Ritter die Wege zeigte, wo selbst der gröfste von allen, Walther von der Vogelweide, gesteht „sagen und singen“ gelernt zu haben. Aber ein Gleiches rühmte man von dem Hofe der Landgrafen von Thüringen, und in den Erinnerungen des Volks wirkt als Brennpunkt der Dichtung die Wartburg weit glänzendere Strahlen als die Burg zu Wien. Es war bei den damaligen Verhältnissen der hervorragende Anteil eines Landes an der Pflege der Dichtung mehr an die Gunst und Neigung einzelner Persönlichkeiten gebunden, wie ja auch die besondere Begabung der Schwaben durch die Hohenstaufen gesteigerte Anregung und fördernde Unterstützung fand. Nur wird für Östreich schon früh bemerkt, dass der lebensfrohe Sinn des Volks dort auch seiner Dichtung ein eigenes Gepräge gab, welches weniger auf die Tiefen des inneren Lebens als

auf den Genuss des Augenblicks und die bunten Gestalten der wechselnden Stunde hinwies.

So ist es im wesentlichen ein halbes Jahrtausend geblieben; denn die Teilnahme Maximilians, des letzten Ritters, für die Poesie konnte auch für Östreich die längst verwelkten Blätter nicht zu neuem Leben erwecken oder Wege weisen, die in das Gebiet echter Poesie führten. Im vorigen Jahrhundert gaben auf der einen Seite Klopstock, auf der andern Seite Wieland einen Anstofs zu dichterischen Versuchen im Sinne dieser Vorbilder, aber die Denis, Alxinger und Blumauer brachten kaum anderes als Zerrbilder zustande, für welche teilweise der Spott des Wallensteinischen Jägers über des Wachtmeisters Grofsthuerei fast noch zu ehrenvoll ist.

Erst in dem gegenwärtigen Jahrhundert sollte ein regeres Leben der Poesie erwachen. In seiner Art Vorzügliches und zugleich echt Östreichisches leisteten mehrere Dichter von Volksstücken, wie Bäuerle, Nestroy, Raimund, aber zugleich nahm auch die höhere Dichtung einen Aufschwung, wie m. E. Östreich ihn nie, selbst nicht zur Zeit der Babenberger, erlebt hatte. Bei dem Mangel an mir bekannten Vorarbeiten wage ich nicht, die Gründe dafür anzugeben, wenigstens nicht die Richtigkeit derselben entschieden zu vertreten. Ohne Zweifel ist aber vor allem die geistige Erhebung zu nennen, die durch den Kampf mit Napoleon und besonders in dem Völkerbunde gegen den gemeinsamen Feind geweckt wurde; aber die Kraftentfaltung des dichterischen Geistes ward vielleicht eben so sehr durch den Geistesdruck hervorgerufen, mit welchem die Metternichsche Polizeiherrschaft auf dem ganzen Volke lastete, am schwersten empfunden aber von den edleren Geistern, so dass ihr Blick von der Scholle weg über die Schranken der geistigen wie der finanziellen Mautlinie hin zu den gemeinsamen Gütern des deutschen Gesamtvolkes und zu den höhern Aufgaben der Menschheit gelenkt wurde.

Es war die Zeit, wo die Schöpfungen Goethes

und Schillers in immer tiefern Schichten Gemeingut des deutschen Volkes wurden, wo Uhland in echt deutscher Empfindungsweise und Gesinnung seine Lieder sang und Sagen und Mären der Vorzeit dichterisch gestaltete. Ich nenne hier vorzugsweise Uhland, weil grade bei den drei Dichtern der heutigen Feier eine unverkennbare Ähnlichkeit mit ihm hervortritt, wenn auch in verschiedenem Mafse. Von Ebert wissen wir, dass er mit Uhland auch persönlich bekannt gewesen ist; aber ich vermag nicht zu bestimmen, wie weit dies auf seine Dichtungen unmittelbaren Einfluss gehabt hat, ebenso wenig auch, ob und in welchem Umfange der Dichter Uhland den beiden andern als Vorbild gedient hat oder der Zug der Zeit und die eigene dichterische Veranlagung ihnen für Inhalt und Form bestimmend gewesen ist.

Ebert wird als Epiker, auch im größeren Stile, gerühmt, zugleich wegen seiner meisterhaften Behandlung der Nibelungenstrophe. Die Stoffe für die grössern Dichtungen hat er der böhmischen Geschichte entlehnt, weshalb sie hüben auch weniger bekannt sind. Als Deutsch-Böhme hat er sich ehrlich bemüht, den Gegensatz der Nationalitäten in seiner engeren Heimat möglichst auszugleichen und zu versöhnen. Noch im höchsten Lebensalter hat er es mit ansehen müssen, dass die Hoffnungen seines patriotischen Strebens in den schroffsten, gehässigsten Formen in Trümmer gingen. Vielleicht war es eine Ahnung der Aussichtslosigkeit seiner edeln Bestrebungen, dass viele seiner Gedichte einen so ernsten, ja manchmal düstern Ton anschlagen.

Vogl wird von seinen Landsleuten „der Vater der österreichischen Ballade“ genannt; doch ist damit nicht das ganze Gebiet der von ihm gewählten Stoffe richtig angegeben. Mit demselben Rechte könnte man ihn als den Hauptvertreter der österreichischen Lyrik bezeichnen, indem er in vielseitigster Weise in die verschiedensten Kreise des Volkslebens hineingreift, um ihren Empfindungen für die mannigfaltigsten Ver-

hältnisse und Erlebnisse Ausdruck zu geben. Wie sehr er aber für den Gesang zu dichten verstanden hat, davon giebt schon unsere heutige Feier Zeugnis: für unbegleiteten Gesang und den Kräften der Schüler angemessen haben wir nur von ihm Lieder zu finden vermocht.

Seidl scheint mir an dichterischer Begabung von den Dreien der bedeutendste zu sein, zeigt aber zugleich auch am meisten die echt österreichische Natur, wie er denn auch als Dialekt-dichter sehr geschätzt wird. Er vereinigt heitere Lebenslust und zarte Gemütlichkeit, Frische der Empfindung und Einfachheit des Ausdrucks. Wie die Tonweise zu „Heil dir im Siegerkranz“ in ihrer volkstümlichen Feierlichkeit eine internationale Melodie für Texte von eng nationalem Inhalt geworden ist, so hat zu der bekannten Melodie von Haydn Seidl den anerkanntesten Text für die österreichische Nationalhymne: „Gott erhalte Franz den Kaiser“ gedichtet, während wir darnach singen: „Deutschland, Deutschland über alles!“

Es sind kaum zwanzig Jahre verflossen, seitdem durch Blut und Eisen der Schnitt vollzogen wurde, der Östreich von Deutschland trennt. Es liegt das wie ein Jahrhundert hinter uns, wenn wir uns der Freundschaft recht bewusst werden, die uns jetzt mit Östreich verbindet, besonders wenn wir zugleich unsern Blick auf die frühere Vergangenheit werfen, wo Jahrhunderte hindurch Östreich als der Vorort und Deutschland selbst, wenn verschiedene Aufgaben und Ziele der staatlichen Entwicklung vorlagen, in gegenseitigem Misstrauen sich auch zugleich gegenseitig die größten Hemmnisse für den Ausbau ihrer naturgemässen Stellung in Europa bereiteten. Der Krieg von 1866, so schwer er auch empfunden wurde, weil er als Bruderkrieg empfunden wurde, ist für beide Teile zu einer Erlösung geworden; das gegenseitige Misstrauen, ja öfter selbst Missgönnen ist in freundschaftliche, brüderliche Teilnahme für die Gesicke und Erfolge des andern Teils umgewandelt. Denn nicht blofs politische

Erwägungen, wie sie namentlich in der letzten Zeit beiderseits aus dem Verhältnis zwischen Deutschland und Östreich Vertrauen und Hoffnungen schöpfen liefsen, knüpfen das Band, welches die beiden Reiche verbindet. Das höchste Besitztum eines Volkes ist die Sprache, die Tochter, das vollkommene Ebenbild seiner Geistesart; aber in der weitem Entwicklung wird sie zugleich zur nährenden Mutter und Amme des geistigen Lebens, und wenn der Dichter uns auf die Frage: Was ist des Deutschen Vaterland? die Antwort zuruft:

Soweit die deutsche Zunge klingt

Und Gott im Himmel Lieder singt,

so bezeichnet er damit das Vaterland des deutschen Geisteslebens, dessen Grenzen unabhängig sind von den Linien, mit denen der Kartenzeichner die Staaten von einander scheiden muss.

Mit schmerzlicher Teilnahme müssen wir jetzt zusehen, wie unsern Brüdern drüben eine Wacht an der Donau und an der Moldau so not ist, um die Grenzen ihres Gebietes zu sichern. Mit Waffen äußerer Gewalt können wir ihnen nicht zu Hülfe ziehen, aber helfen können wir ihnen doch, wenn wir mit allen Kräften des Denkens, Empfindens und Wollens „dem Vaterlande ergeben, uns selber treu, dem Heiligen gehorsam“ zu sein streben, wenn wir das echte Deutschtum pflegen, dass es in der gemeinschaft-

lichen Zunge so rein und keusch, wie kräftig und stark zum Ausdruck komme, damit auch unsere Brüder in Östreich aus unserm Geistesleben immer neue Kraft und Nahrung ziehen können, damit sie stets gern und in gleicher Freudigkeit auch fernerhin mit uns singen können:

Gegrüßt, du Land der Treue,

Du deutsches Vaterland!

Unmittelbar hieran schloss sich der Chorgesang des mit diesen Worten beginnenden Chorliedes von Vogl.

I. *Gruß an das Vaterland, Weise von Nügeli, 4st.* — Karl Egon von Ebert, 1. Am Rhein bei Basel, OIII,a. — 2. Schwerting der Sachsenherzog, IV,b. — 3. Walddied am Morgen, IV,a. — 4. Frau Hitt, V. — Johann Nepomuk Vogl. II. *Abschied vom Walde, Weise von H. Finzenhagen, 4st.* — 1. Das Vöglein, II,a. — 2. Der Mönch zu Pisa, II,b. — 3. Der Sieger, 1683, UIII,b. — 4. Das Erkennen, IV,a. — 5. Ein Friedhofsgang, IV,b. — 6. Des Toten Freunde, VI. — 7. Belehrung, VI. — 8. Waldkonzert, VI. — III. *Wanderlied, Weise von ? 2st.* —

Johann Gabriel Seidl, 1. Der Äpler, OIII,a. — 2. Herr, du bist groß, UIII,a. — IV. *Vogl, Heinrich der Löwe, Weise von C. Löwe, 2st.* — 3. Der König und der Landmann, II,a. — 4. Das Glücklein des Glücks, UIII,a. — 5. Der wahre Orden, VI. — 6. Der tote Soldat, UIII,b. — V. *Vogl, Soldaten kümmert's nicht, Weise von Fr. Krenn, 2st.* — 7. Der Traum des alten Fritz, II,b. — 8. Vogelweide, OIII,a. — 9. Die Lerche, IV,b. — 10. Hans Euler, IV,a. — VI. *Vogl, Frei von Kummer und Sorgen, Weise von C. Haslinger, 4st.*

Zweiundzwanzigster Abend am 25. März 1887:

„Als der Grossvater die Grossmutter nahm.“

Zunächst habe ich die Bemerkung vorauszuschicken, dass die auffällige Bezeichnung unserer heutigen Feier nicht meine Erfindung ist. Sie ist einer Sammlung von Gedichten entnommen, welche von dem Oberbibliothekar Wustmann in Leipzig herausgegeben ist, schon vor Ablauf eines Jahres nach ihrem Erscheinen in zweiter Auflage. Ich hatte freilich selbst schon früher den

Gedanken, welcher diesem Buche zu Grunde liegt, für einen unserer Abende zur Ausführung bringen wollen, aber ich wäre nicht so rasch zur Ausführung gekommen, wenn diese Sammlung mir nicht die Vorarbeiten in so außerordentlichem Maße erleichtert hätte. Denn bis auf das erste Gesangslied konnte ich ihr alles entnehmen, was heute zum Vortrage gelangt, ohne dass ich mich,

abgesehen von den Melodien, nach andern Quellen umzusehen brauchte. Deshalb glaubte ich auch den Titel des Buches als Bezeichnung unserer heutigen Feier benutzen zu dürfen, oder richtiger zu sollen, um dadurch nicht blofs die Gattung der vorzuführenden Dichtungen anzudeuten, sondern zugleich den Dank für die empfangene Anregung und Hülfe auszusprechen.

Ich sagte: Die Gattung; denn eine Zeitbestimmung kann es nicht blofs sein, obgleich schon das Wörtchen „als“, mit welchem die Überschrift beginnt, nichts anderes als eine Zeitbestimmung ausdrückt. Für die bei weitem meisten der Schüler, die heute hier „sagen und singen“, könnte ich ihrem Alter nach der Großvater sein. Aber als dieser Großvater die Großmutter nahm, waren die meisten der heute vorkommenden Gedichte, wenn nicht alle, schon aus den Lesebüchern und den üblichsten Sammlungen verschwunden, wenigstens aus denen, welche auf den höheren Schulen in Gebrauch waren. Aber als ich selbst in dem Alter der heute vortragenden Schüler stand, nahmen noch manche von ihnen einen großen Raum in den von mir gebrauchten oder von den älteren Geschwistern vererbten Lesebüchern ein oder fanden in den Weihnachtsbüchern eine Stätte. So steht mir namentlich das Bild lebhaft vor Augen, welches in einem Weihnachtsbuche mit grellen Farben aus Nr. 10: „Unten und oben“ in dem unteren Querschnitte des nach Art einer Mysterienbühne geteilten Bildes das Treiben des Engländers und oben die Notwehr des Philosophus darstellte. Namentlich war eine Fundgrube für diese Art von Dichtungen ein Buch von Friedr. Ludw. Wagner: „Lehrer der Weisheit und Tugend in Fabeln, Erzählungen und Liedern“, welches in meiner Jugend sehr verbreitet war. Es erschien zuerst 1792 und erschien wenigstens noch einmal 1858 in 23. Auflage. Vergeblich habe ich mich in letzter Zeit bemüht, davon ein Exemplar aufzutreiben; sollte einer von den geehrten Anwesenden im Besitze dieses Buches sein, so würde er mir durch Mit-

teilung dieses als Denkmal der Pädagogik jener Zeit bedeutsamen Sammlung einen großen Dienst erweisen.*)

Von den Liedern zum Singen wurden auch manche durch die frühere Form der Geselligkeit fortgepflanzt, wie ich sie in meiner frühesten Jugend kennen gelernt, aber auch bis in mein Mannesalter hinein öfter mitgemacht habe. Wenn eine Kindtaufe, eine Hochzeit gefeiert wurde, oder eine größere Geburtstagsfeier, das Stiftungsfest eines Klubs oder sonst eine heitere Zusammenkunft zu heiterem Zwecke stattfand und nun das Gefühl lebendig ward:

Wir sitzen so fröhlich beisammen

Und haben einander so lieb,

da machte sich dies Gefühl auch in zwanglosem Chorgesang Luft, und ohne alle Zimmerlichkeit sang ein jeder und eine jede herzlich mit, und niemand verschanzte sich hinter der Entschuldigung, dass er nicht musikalisch sei; denn musikalische Kunstleistungen wurden ja nicht verlangt. Man wollte nichts als den gemeinsamen Ausdruck der gemeinsamen Fröhlichkeit und fürchtete nicht das kitzelnde Mäkeln einer scharfen Zunge über etwaige Ausschreitungen. In dem vollen Behagen einer wohltemporierten, ausgeglichenen Harmonie sang man sich einander zu:

Lebe, liebe, trinke, schwärme,

Und erfreue dich mit mir;

Härme dich, wenn ich mich härme,

Und sei wieder froh mit mir!

Freilich haperte es dabei oft genug mit dem Texte, dessen die wenigsten über den ersten Vers hinaus sicher waren; aber dann waren immer einige Liederbücher, gedruckte oder auch geschriebene, zur Hand, um aushelfen zu können. Diese harmlose Geselligkeit war in ihren Formen nicht immer so fein und gelect, dass sie bei den geschliffenen und gemessenen Formen der heutigen Gesellschaft bestehen könnte; aber jene Chorlieder, die immer mehr dem Gesange oder Spiele von wirklich berufenen oder Künstler nur sein sollenden oder wollenden Solisten haben

weichen müssen, verbanden nicht nur die Teilnehmer derselben Gesellschaft zu ungezwungenem, heiterem Verkehr, sondern verknüpften durch Vererbung von Wort und Weise mehrere Geschlechter, vom Großvater bis zu den heranwachsenden Enkeln.

Diese Verknüpfung verschiedener Geschlechter durch das gesungene Lied weist uns wieder darauf hin, dass das geflügelte Wort: „Als der Großvater die Großmutter nahm,“ einen weiteren Zeitraum befassen muss, als sein buchstäblicher Sinn ist. Wir wollen aber nicht versuchen, die Zeit genauer zu bestimmen, wie Wustmann es gethan hat; es würden sich keine scharfen Grenzen ziehen lassen. Denn wenn auch die Entstehung der Gedichte und besonders ihre Verbreitung und Beliebtheit in größeren Kreisen einer hinter uns liegenden Zeit angehört, wie sie eben durch das Wörtchen „als“ in dem geflügelten Worte angedeutet ist, so denken wir bei dieser Bezeichnung doch mehr an eine bestimmte Beschaffenheit der hier zusammenzufassenden Gedichte, die sich schwer in scharf gefassten Erklärungen darthun lässt, aber sich doch einigermaßen von selbst herausfühlt. Wenn ich darüber einige Bemerkungen ausspreche, so muss ich von vornherein darauf verzichten, den Gegenstand zu erschöpfen, sowie andererseits nicht jede Bemerkung, so zutreffend sie vielleicht für einen Teil der Gedichte ist, doch darum nicht auch für alle gültig sein kann.

Vielen haftet jedenfalls etwas Altmodisches, Altfränkisches an, dessen Komik bei einigen jeden andern Eindruck überwiegen kann. Indessen drängt sich auch bei solchen für mich leicht eine Empfindung heran, wie ich sie in meiner Vaterstadt Jever erlebte bei zwei Männern, die in ihrer ganzen Erscheinung, besonders Kleidung, aus einer längst vergangenen Zeit in die Gegenwart meiner Knabenjahre hereinragten. Der eine mit einem wohlgepflegten Zopfe erinnerte an die Zeit der amerikanischen Freiheitskriege; er sollte dem Zerbstischen grünen Regi-

mente angehört haben. Der andere mit seinem dreieckigen Hute, einem s. g. Pufs-Lamp-ut, mit Kniehosen und Schnallenschuhen erreichte ein Alter von wenigstens 100 Jahren. Beide konnte ich trotz der Seltsamkeit ihrer äußeren Erscheinung nicht ohne eine gewisse ehrerbietige Scheu ansehen; sie kamen mir wie achtungsgebietende Denkmäler einer Zeit vor, die doch auch manches Tüchtige vor uns vorans gehabt haben musste, weil sie selbst an den äußeren Formen derselben so treu festhielten. Freilich so ganz herrlich konnten mir später jene Zeiten nicht erscheinen, deren Zeugen die beiden Männer in ihren jüngeren Jahren gewesen waren; dem geistigen Leben, welches damals erwacht war, waren sie sicherlich fremd geblieben. Nur hatte sich trotz der Nachwirkungen des dreißigjährigen Krieges auf der einen, und trotz der französischen Frivolität der deutschen Höfe und höhern Stände in Nachäffung von Louis XIV. und Louis XV. auf der andern Seite ein zwar beschränktes, aber doch in sich gesundes Bürgertum bei den konkursmäßigen Zuständen Deutschlands seine Fortdauer gerettet.

So können wir auch den Dichtungen aus jener Zeit, denen wir heute unsere Aufmerksamkeit zuwenden, einen gesunden Kern ganz gewiss nicht absprechen, aber derselbe steckt doch häufig in einer Schale, die wir unbedingt von einem höheren Standpunkte aus verwerfen müssen, wenn sie auch gleich dem Zopfe und den Schnallenschuhen jener beiden Männer unser geschichtliches Interesse zu erregen vermag. Viele dieser Gedichte sind unter den im vorigen und teilweise noch im ersten Drittel unseres Jahrhunderts herrschenden Rationalismus und Philanthropinismus entstanden, oder welche andere Namen gewisse Bestrebungen führen mochten, die auf die Einsicht, die Handlungsweise und das Wohl der Zeitgenossen gerichtet waren. Mögen wir dieselben, ein jeder nach seinem Standpunkte, in ihrem Grunde schätzen oder verwerfen, so ist doch unbestreitbar, dass sie mancherlei Auswüchse

zeigten, besonders wenn sie sich auf das Gebiet der Poesie wagten. Die gute Absicht übersah die einfachsten Forderungen poetischer Auffassung und Darstellung, und selbst die guten Lehren der Weisheit und Tugend bewegten sich häufig auf den niedrigsten Stufen einer hausbackenen Moral und Lebensweisheit, und für die poetische Form galt „Reim' dich oder ich fress' dich“ für das oberste, wenn nicht einzige Gesetz. So machen denn die Erzeugnisse dieser Art häufig einen durchaus philisterhaften und schulmeisterlichen Eindruck.

Und doch gewährt die Beschäftigung mit diesen Dichtungen der Großvaterzeit einen großen Reiz, zunächst für diejenigen, deren Jugendbildung mit einem großen Teile derselben genährt wurde, und das sind, wie ich nach gelegentlichen Erfahrungen schließen muss, immerhin doch noch recht viele. Die freuen sich gewiss, bei Wegegang die guten alten Bekannten wieder zu sehen, und wenn es bei manchen auch geht wie bei alten persönlichen Jugendbekannten, die man nach langer Trennung wieder trifft, dass das alte Verhältnis sich doch nicht so ganz wieder herstellen lässt, man erlebt doch niemals, wie so oft bei diesen, bittere Enttäuschungen; wenn dabei Enttäuschungen vorkommen, so wirken sie eher erheiternd. Andere hat man vielleicht nie gehört oder gelesen; man kennt aber die Anfänge oder andere einzelne Verse als geflügelte Worte in dem Munde eines älteren Geschlechts und freut sich, dieselben in ihrem ursprünglichen Zusammenhang kennen und dadurch vollständig verstehen zu lernen. Ich erinnere nur z. B. an: „Was ist der Mensch? Halb Tier halb Engel. — In Mirtills zerfallener Hütte Schimmerte das Lämpchen noch. — Lasst uns besser werden, Gleich wird's besser sein. — An einem Fluss, der rauschend schoss. — Kind, wie heisst du? Wilmers Lotte. — Das Unvermeidliche mit Würde tragen“ — und viele andere. Ebenso vererben sich kindliche Missverständnisse als geflügelte Worte fort, wie z. B.: „Eh Ferdinand mit from-

mer Wut Die Mauren von sich stiefs“, wo man sich den König von Arragonien, vielleicht gar mit einer Krone auf dem Kopfe, gegen eine steinerne Mauer wütend dachte; „Lenore fuhr ums Morgenrot“ mit einem Komma hinter Morgenrot, oder umgekehrt ohne Komma: „Ein Mann mit Knotenstock im Blicke.“

Wer fühlt nicht ein gewisses Behagen, wenn solche Erinnerungen wieder aufgefrischt werden? Freilich verlangt das volle Verständnis solcher Reliquien aus der Großvaterzeit manche geschichtliche Kenntnisse und Anschauungen, die man nicht aus eigentlichen Geschichtsbüchern lernen kann. Beispielsweise: Ich erinnere mich, in meiner Knabenzeit einmal eine Sänfte als kuriose Rarität angestaunt zu haben, erinnere mich auch einiger Anekdoten aus väterlicher Zeit, in welcher die Sänfte eine wichtige Rolle spielt; aber wie viele können sich jetzt in dem Zeitalter der Straßenbeleuchtung, der Trottoirs, Droschken und Pferdebahnen eine ausreichende Vorstellung von dem Gebrauche der Sänfte machen? Der Zopf in Peter in der Fremde ist auch dem Unkundigen vielleicht nicht schwer zu erklären, zumal da so viele Bilder ihn auch dem Auge zur Anschauung bringen; aber wie lange wird es in unserm Zeitalter der Eisenbahnen und Dampfschiffe dauern, dass es Leute giebt, die eine genügende Vorstellung davon haben, in welcher Weise früher die jungen Handwerker auf die Wanderschaft gingen, fremd wurden und reisten? So wahr und treffend in dem köstlichen Peter in der Fremde die Grundzüge der Zeichnung für alle Zeiten bleiben werden, die Einkleidung muss bald unverständlich werden.

Bei alledem kann mit einer gewissen Berechtigung die Frage aufgeworfen werden, ob solchen Gedichten einer der Abende gewidmet werden darf, die zur Feier deutscher **Dichter** bestimmt sind. Gewiss, wenn wir an den deutschen Dichterwald im Sinne des Uhlandschen Gedichts denken, so ist wohl keiner unter den heute vorgeführten Dichtern, den nicht der Wald-

hüter oder Wedemeyer, und sei er noch so gutmütig und wohlwollend, ausholzen würde; aber wie ich schon am letzten Abend andeutete, wir haben die Dichter nicht bloß nach dem Maße ihrer Leistungen zu berücksichtigen, sondern auch nach der Teilnahme, die sie zu irgend einer Zeit bei dem deutschen Volke gefunden haben, nach dem Umfange, in welchem ihre Gedichte in größeren Schichten ein wesentlicher Bestandteil der geistigen Nahrung für jung und alt gewesen sind. Dabei verlangt zugleich die Gerechtigkeit, anzuerkennen, dass unter ihnen doch auch manche sind, denen wir einen gewissen Gehalt nicht absprechen können, wenn auch vielleicht der zunächst in die Augen springende Zopf den Blick dafür etwas trübt. Wenn wir jetzt mit einem geübteren Urteile einen solchen Fehler nicht leicht begehen, dass wir das Gedicht des Altonaer Goldschmieds für ein Gedicht Schillers halten könnten, so ist es immerhin doch zu verstehen, dass die Zeitgenossen diese Gedankenlyrik unmittelbar auf Schiller zurückführten, der ohne Zweifel mittelbar an der geistigen Vaterschaft teil hat. Auch das dürfen wir nicht übersehen, dass auch jetzt noch die Ansprüche an die dichterische Darstellung nach Form und Inhalt sehr verschieden sind nach Lebensalter und Bildungsgang. Wir haben bei den Vorbereitungen zu dem heutigen Abend mehrfach beobachten können, dass Gedichte, die nach dem jetzt herrschenden Kanon der Poesie für veraltet und abgestanden gelten müssen, auf das Gemüt einen tiefern Eindruck machten, als manche für Perlen der modernen Poesie geltenden Gedichte. Wer weiß, was die Enkel unserer Enkel über diese Perlen urteilen werden? Wir, die wir mitten in der Gegenwart stehen und allmählich in sie hineingewachsen sind, empfinden es weniger, wenn moderne Dichter mit gesuchter Aufbauschung der Kunstmittel nach Kraftwirkungen streben und die Natur zu überbieten suchen. Vielleicht nennt ein späteres Geschlecht diese Zeit die der „Tournüre“, wie wir die platte, hausbackene Alltäglichkeit in den Dich-

tungen der Großvaterzeit als „Zopf“ bezeichnen. Wenn demgemäß heute auch der Zopf etwas vorherrscht, so gewährt er mindestens ein nicht geringes geschichtliches Interesse, für welches der Nachweis des Zusammenhangs mit der Gesamtentwicklung Deutschlands sehr lohnend sein würde, freilich auch nicht ganz leicht, weshalb ich auch, namentlich bei der Kürze der gegebenen Zeit, nicht weiter versuche, diesen Zusammenhang darzulegen.

Was die Auswahl der Vorträge anlangt, so glaube ich noch bemerken zu müssen, dass ich kein Gedicht von Dichtern aufgenommen habe, die schon an früheren Abenden mehr oder weniger berücksichtigt sind, von denen Wustmann jedoch manches mit Recht in seine Sammlung aufgenommen hat, z. B. Hagedorn, Lichtwer, Gellert, Gleim, auch Matthisson, Salis, Hölty, Bürger. Wenn wir diese Beschränkung fallen lassen wollten, so würde die „alte Kiste“ noch reichen Vorrat darbieten, um einen oder zwei Abende in gleicher Weise wie heute auszufüllen. Heute galt für die Auswahl nicht bloß: je mehr bekannt die Gedichte, sondern in eben so hohem Grade: je weniger bekannt jetzt die Dichter.

I. *Was wir singen. Uns Jahr 1800. Weise von K. Fr. Zeller. Ast.* — 1. Menschenbestimmung. 1796. Von Joachim Lorenz Evers, Goldschmied in Altona, 1758—1807. II,a. — 2. Walter der verlorenen Sohn. Von Joh. Friedr. Schlotterbeck, 1750 bis 1840. OIII,a.

II. *Ewiger Wechsel, 1803. Von Aug. Friedr. Ferd. v. Kotzebue, 1761—1819. Weise von F. G. Himmel, Ast.* — 3. Trost für mancherlei Thränen. 1781. Von Christ. Ad. Overbeck, 1785—1821, II,b. — 4. Der gute Reiche. Eine Erzählung. 1781. Von Kasp. Friedr. Lossius, 1753—1817. — 5. Die Feldflasche. 1814? Von Joh. Eman. Veith. 1788—1876. IV,a.

III. *Fritschen an den Mai. 1776. Von Chr. Ad. Overbeck. Weise von W. A. Mozart, 2st.* — 6. Der Christabend, 1811. Von Joh. Friedr. Kind, 1768 bis 1843. V. — 7. Beruf zur Freude, 1790. Von Friedr. v. Köpken, 1737—1811. UIII,a.

IV. *Der Maiabend, 1801. Von Fritz von Ludwig. Volksweise von W. G. Becker, Ast.* — 8. Schnell, eine Erzählung, die nicht erdichtet ist. 1785. Von

Joh. Friedr. Engelschall. 1739—1797, IV,a. — 9. Denkspruch, 1811. Von Karl Streckfuß, 1779 bis 1844. VIII,b.

V. *Der Morgen im Lenze*. 1795. Von Wilh. Gottl. Becker. *Weise von J. A. P. Schulz, 1st.* — 10. Unten und oben, 1813. Von Benedikt von Wangenmann, 1763 bis 1836? VIII,b. — 11. Notwendigkeit der Ordnung, 1723? Von Gottlob Wilh. Burmann, 1737—1805. VI. — 12. Das große Los, 1807. Von Aug. Friedr. Langbein, 1757—1835. VI,b. — 13. Lob der Arbeitssamkeit. Von G. W. Burmann? von Göckingk?? VI.

VI. *An die Abendsonne*. 1798. Von Barbara Urner, geb. Mollt. *Weise von H. G. Nügeli, 2st.* —

*) Mit liebenswürdigster Zuverlässigkeit sind mir verschiedene Exemplare mitgeteilt, wofür ich hier meinen herzlichsten Dank ausspreche, da ich damals durch zufällige Umstände verhindert wurde, den einzelnen Gebern den Dank auszusprechen. Da die mir zugesandten Exemplare alle verschiedene Auflagen waren (leider fehlte aber die älteste und die jüngste), so bot sich dadurch Anlass zu lehrreicher Vergleichung. Zuletzt konnte doch auch Schiller und Göthe das Thor nicht ganz verschlossen bleiben.

14. *Der Peter in der Fremde*. 1811. Von Christ. Aug. Gottlob Eberhard, 1769—1845. (Ursprünglich von Gröbel in Nürnberger Mundart). VIII,b.

VI. *Vetter Michels Brautfahrt***) *Vor 1750, 1st.* — 15. *Schweizerheimweh*. 1811. Von Joh. Rud. Wyls d. J. 1781—1830. II,b. — 16. *Das Lämmchen*. 1772. Von Friedr. Justin. Bernch, 1747—1822. VI. — 17. *Merksprüche*. 17..? VIII,b. — 18. *Der Bär und die Bienen*. Von Christ. Friedr. Dinter, 1760—1831. VI. — 19. *Der Mops und der Mond*. Von ? VI.

VII. *Das Großvaterlied*. V. 1,3—5; 1813. Von Langbein. *Ältere Tanzweise, 1st.*

**) Diese Überschrift ist diesseits und in der letzten Strophe ist zu Wustmanns Fassung die Variante:

Er nahm das Mädcl bei der Hand
Und machte sich mit ihr bekannt;
Das Mädchen nickt, das Mädchen lacht;
So hat Vetter Michel Freit' gemacht,

gemacht worden.

XXIII. Zur hundertsten Geburtstagsfeier Ludwig Uhlands, 1887 April 26.)*

Wenn wir heute so gut, wie es beim Anfange eines Schuljahres möglich ist, den Tag, an welchem Ludw. Uhland vor 100 Jahren geboren wurde, als einen Festtag vor den übrigen Arbeitstagen der Schule hervorheben, so zahlen wir damit nicht bloß einen Teil der Schuld, mit der wir dem Dichter für seine herrlichen Gaben verhaftet sind, sondern erfüllen zugleich eine Pflicht gegen uns selbst, die wir nicht nachlassen dürfen, um unser selbst willen immer und immer wieder aus dem Born zu schöpfen, den seine segensbringende Hand uns erschlossen hat. Hier an dieser Stelle kann ich nur mit wenigen Worten andeuten, welche Fülle befruchtender Keime für Geist und Gemüt und zugleich als Vorbild treuen, redlichen Strebens für unser eigenes Streben er ausgestreut hat; aber die Hoffnung kann ich nicht unterdrücken, dass die Anregung, welche

die Erinnerungen dieses Augenblicks zu erwecken haben, über die gegenwärtige Stunde hinaus wirke, um mit neuer und zugleich vertiefter und umfassenderer Teilnahme den entzückenden Worten des Dichters zu lauschen, der ehrfurchtgebietenden Sittenkraft des Mammes nachzueifern und vor allem die vollkommene Einheit seines inneren Wesens und seines Strebens und Wirkens nach außen nicht bloß zu bewundern, sondern als ein hohes Ziel für die Arbeit an uns, für die Selbstzucht, für unser eigenes Streben in Wort, Sinn und That uns nach Kräften anzueignen.

Ich greife zunächst auf eine Erinnerung unseres Schullebens zurück. Als nach dem Neubau der Schule die Aula und ihre Ausrüstung allmählich so geworden war, wie Ihr sie jetzt seht und bei festlichen Anlässen benutzt, da trat an uns auch die Frage heran, ob sie nicht auch

uns zu Aufführungen mit Vorträgen und Gesang dienen könnte, wie sie an andern höhern Schulen so häufig veranstaltet werden. Wie es nicht gemacht werden sollte, das beantwortete sich leicht, da ja nicht an ein älteres Herkommen der Schule anzuknüpfen, sondern eine neue Sitte erst zu begründen war. Ehe nun mit dem vierten Abende die Reihe der durch einen leitenden Gedanken zu einem Ganzen zu verknüpfenden Dichterabende begonnen wurde, fanden drei Abende gleichsam als Versuchsabende statt. Unbeabsichtigt sind auch diese Versuchsabende durch einen leitenden Gedanken verbunden, der sofort an dem ersten Abende sich geltend machte, ohne grade schon zum klaren Bewusstsein zu gelangen. Als der am 18. Februar 1875 gefeierte erste Dichterabend vorbereitet und gefragt wurde, welcher Dichter soll den Reigen beginnen, da gab es nur eine Antwort: Uhland, und als im Laufe des folgenden Winters der zweite und dritte Abend sich anschloss, da boten sich ungesucht, ganz von selbst Schiller und dann die Sängler der Freiheitskriege dar. Ungesucht, sagte ich; denn gewählt wurden diese Dichter nicht auf Grund eines bestimmten Gedankens, sondern aus dem Drange eines natürlichen Gefühls, als es sich darum handelte, auf dem Boden einer deutschen Schule das Andenken deutscher Dichter zu ehren. Was aber damals in dieser Wahl unwillkürlich sich zum Ausdruck brachte, das tritt uns heute bei der Gedächtnisfeier Uhlands wieder mit Nachdruck entgegen. Denn wenn wir uns fragen, warum wir Uhland vorzugsweise zu feiern haben, besonders in der Schule, die in die Herzen der Jugend die Keime der Ideale für das Wirken und Schaffen demnächst im Leben zu legen hat, so weist die Antwort auf ein dreifaches hin, wie es an jenen ersten drei Abenden den Grundton der Feiern abgab. Wir ehren und feiern in Uhland den Dichter, den Deutschen, den deutschen Dichter. Natürlich sind das nicht drei verschiedene Eigenschaften Uhlands; wie schon vorhin die Einheit seines

Wesens und Strebens hervorgehoben wurde, so müssen wir hier betonen, dass nur für unsere Betrachtung sich diese drei Seiten sondern, wodurch wir nur ein klareres Verständnis seiner Bedeutung zu gewinnen suchen, was namentlich die Vergleichung mit andern Dichtern erleichtert, bei denen das zweite und dritte nicht immer in derselben Stärke vorhanden ist.

I. Ich unterlasse es hier, Uhland als Dichter eingehender zu besprechen und namentlich seine Stellung zu den Romantikern darzulegen, mit welchen man ihn wegen einiger wirklich vorhandener Berührungspunkte doch ohne Berechtigung zusammengeworfen hat. Ebenso will ich nicht weiter auseinander setzen, dass man ihn nicht als das Haupt einer schwäbischen Dichterschule bezeichnen darf, wenn er auch unter den schwäbischen Dichtern der vorzüglichste war und in gewissem Sinne die Seele eines unter sich eng befreundeten schwäbischen Dichterkreises. Was Uhland als Dichter war, hat er selbst in seiner schönen Umdeutung des Märches von Dornröschen ausgesprochen; nur dürfen wir nicht meinen, dass er bei dem Königssohn an sich gedacht habe. Dies war für ihn unbedingt Goethe, den er vor allen als den Wiedererwecker der unter dem Geschnurr der blofs die Form berücksichtigenden willkürlichen Kunstregeln eingeschlummerten deutschen Poesie verehrte und pries, wenn er demselben auch nicht auf allen seinen Wegen folgen mochte. Wir kennen aber eine andere Äußerung von Uhland, bei der er ohne Zweifel auch an sich gedacht hat, während bei seiner Bescheidenheit es ihm nie einfallen konnte, sich mit Goethe gleichzustellen. „Große Dichter“, sagte er einmal, „wirken nicht nur durch ihre Poesie; sie ziehen auch andere, eigentlich der Poesie fremde Gebiete, wie Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaft, in ihren Gesichtskreis, wecken dadurch Interesse, gewinnen und imponieren; dies ist bei Schiller und Goethe der Fall; aber es giebt Dichter, die ich mittlere nennen möchte, bei welchen jener fremdartige Stoff ausgeschlossen

bleibt, die daher minder reich und mannigfaltig sind, bei denen aber das wahre, innerste Wesen der Poesie reiner vorhanden ist, als bei jenen großen.“ Gewiss, das Kräftige, Gewaltige, oder gar Übermenschliche, Dämonische fehlt den Dichtungen Uhlands, aber alles, was er bringt, selbst wenn er mit behaglicher Laune in die Sitten des niedern Tageslebens hineingreift, alles lässt den Hauch, den Duft echter Poesie empfinden, und weil er nicht in fremde Gebiete hinübergreift und sich stets auf dem Boden der reinen Poesie hält, so ist er auch ein Dichter für das ganze Volk, nicht bloß für einzelne Schichten desselben mit einem durch umfassendes Wissen erweiterten Gesichtskreise. Seine Gedichte sind alle von jener Volkstümlichkeit, deren Ton auch Goethe so trefflich anzuschlagen wusste, wenn er seine Herzempfindungen zu reinem, ungemischtem Ausdrucke brachte. Uhlands Poesie ist waldfrisch und duftig, weich und doch auch wieder kraftvoll, sie findet den Weg zum Herzen wie eine Weise K. M. von Webers. Wer nur irgend Empfänglichkeit für dichterisch gestaltete Gefühle hat, der fühlt sich durch ihn erquickt und gehoben. Doch was soll ich das noch weiter auseinandersetzen? Ich nenne lieber einige Liedanfänge und frage, ob nicht fast bei jedem die köstlichsten Erinnerungen dichterischer Stimmungen geweckt werden, von denen man jeder einzelnen nachzuhängen gerne die nötige Muse haben möchte. „Droben stehet die Kapelle. — Das ist der Tag des Herrn. — Wie lieblicher Klang! O Lerche, dein Sang Er hebt sich, er schwingt sich in Wonne. — O sanfter, süßer Hauch. — Die linden Lüfte sind erwacht. — O legt mich nicht ins dunkle Grab. — Süßer, goldner Frühlingstag! — Singe, wem Gesang gegeben. — So hab' ich nun die Stadt verlassen. — Dir möcht' ich diese Lieder weihen — und die heiteren Weisen: Was ist das für ein durstig Jahr! — Wir sind nicht mehr am ersten Glas.“ — Doch ich muss abbrechen und gehe auch nicht näher ein auf die köstlichen Romanzen und

Balladen, um die er die dichterischen Schätze des deutschen Volkes mit bisher ungekannten und ungeahnten Edelsteinen bereicherte. Uhland äußerte sich einmal über den Eindruck, den die Heldengedichte des Mittelalters auf ihn machten: „Was die klassischen Dichtwerke, trotz meines eifrigen Lesens mir nicht geben konnten, weil sie mir zu klar, zu fertig dastanden, was ich an der neueren Poesie mit all ihrem rhetorischen Schmuck vermisste, das fand ich hier: frische Bilder und Gestalten mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantasie beschäftigte und ansprach.“ Ja, was er an den großen Dichtungen des Mittelalters pries, das hat er seinen Zeitgenossen in seinen epischen Gedichten selbst in vollstem Maße gegeben: „frische Bilder und Gestalten mit einem tiefen Hintergrunde“.

II. Wiederholt habe ich an den Dichterabenden erklärend und entschuldigend auf den Kosmopolitismus hinweisen müssen, mit dem ein Teil unserer Dichter den Geschichten des Vaterlandes zusah oder verstimmte sich von ihnen abwandte, indem sie mit zwar echt deutscher Vielseitigkeit sich in das höhere geistige Leben aller Zeiten und Völker versenkten, aber keinen Gebrauch davon zu machen wussten, um das Vaterlandsgefühl des deutschen Volkes zu wecken und zu stärken und für die Wiedergeburt eines deutschen Reiches zu begeistern. Uhland war aber trotz seines umfassenden Wissens und trotz seiner gründlichen Studien nichtdeutschen Geisteslebens stets in allen Lebenslagen durch und durch ein Deutscher, nach allen Seiten deutsch gesinnt. Ich bin 32 Jahre später geboren, habe aber mehr als 43 Jahre gleichzeitig mit ihm gelebt und habe länger als 20 Jahre in gleichzeitiger Teilnahme an den Ereignissen seine Wirksamkeit beobachten können. Nicht immer habe ich genau mit ihm dieselbe Stellung zu den großen Tagesfragen eingenommen, wie sie zu Zeiten ganz Deutschland bewegten und in Spannung hielten. Der Abstand erklärt sich teils durch die verschiedene Natur des Süddeutschen und Nord-

deutschen, noch mehr aber durch den Unterschied des Alters, indem unsere Geburtsjahre durch ein Durchschnittsmenschenalter getrennt, wir selbst also unter dem Eindruck ganz verschiedener Zeitaläufe aufgewachsen waren. Dazu kam, dass Uhland durch seine so vollständige hingebende Beschäftigung mit dem Leben und den Gestaltungen des Mittelalters verführt wurde, in den glänzenderen Erscheinungen desselben zugleich Vorbilder zu sehen für die Neuzeit mit ihren doch so mächtig veränderten Formen und Triebfedern des Lebens. Aber eins stand stets als unverrückbares Ziel vor seinen Augen; er unterschätzte zwar nicht die gemeinsamen geistigen Besitztümer der deutschen Stämme, aber, schreibt er einmal: „Diese geistige Einheit, nicht selten als ein Ersatz der staatlichen, ja, als ein viel Höheres gerühmt, hat noch jüngst in Denkmalsstiftungen und Gedächtnisfeiern eine geschäftige Rolle gespielt. Der Befreier vom Römerjoch, der Erfinder des Bücherdrucks, der Dichter des Gedankens erheben sich (in ehernen Bildsäulen) als Bürgen unserer Nationaleinheit im Geiste. Aber diese Denkmalfeste haben auch gezeigt, dass die ehernen Standbilder hohl sind, dass es der gepriesenen Einheit an einem festen Anhalt im Leben fehlt. Warum uns das Ausland missachtet, was wir beim Feste missen und noch leidiger in der Stunde des bitteren Ernstes, das ist die politische Einigung, nicht in einer starren Centralisation, sondern in der lebendigen Gemeinschaft einer vernünftigen Volksfreiheit“. — Bei Uhland waren das nicht blofs Worte, wie sie jetzt unter den veränderten Zeitverhältnissen so wohlfeil an den Markt gebracht werden können; seine Bestrebungen für die bessere Gestaltung der politischen Zustände seiner engeren Heimat wie — namentlich in spätern Jahren — unmittelbar für Deutschlands Einheit und gesicherte Verfassung waren Thaten, für die er einmal seine ganze bürgerliche Stellung, stets aber die besten Kräfte, die er darum seinen wissenschaftlichen Arbeiten entziehen musste, opferfreudig hingab.

Selbst wo der Zuschauer in der Auffassung des Einzelnen von ihm abweichen mochte, ja, auch seine entschiedeneren Gegner konnten ihm ihre Hochachtung nicht versagen. Stets bewährte er die stille und ruhige Würde, die anspruchslose Männlichkeit, welche ihr Letztes und Höchstes in treuer Pflichterfüllung sieht und von dem einmal für richtig und gut Erkannten nicht um ein Haar breit abweicht, sich nach oben und unten hin ganz gleich bleibt. Es ist der Geist eines stolzen und festen Bürgertums, welches Uhland zu einem Ideal der deutschen Nation stempelt. Etwas von Schillers großer Natur war in ihn übergegangen; das Schwache, Kranke, Gemeine blieb hinter ihm. Einstmals lehnte er einen hohen Orden ab, der nur für die höchsten Leistungen auf dem geistigen Arbeitsfelde verliehen wird. Es läfst sich darüber streiten, ob dies recht war, da er jedenfalls damit die Absicht des Gebers missachtete, die in diesem Falle nicht blofs den Empfänger, sondern auch den Geber ehrte, aber wie wohlthuend ist eine solche Sprödigkeit gegen äußere Ehren, wenn man damit das in neuerer Zeit so üppig wuchernde Strebertum vergleicht, welchem Rang, Titel und Orden nicht blofs als beiläufige Zeichen des Verdienstes gelten, sondern als selbständig wertvolle Güter, für die manche selbst die Manneswürde zu opfern bereit sind.

Wenn wir in Uhland den Deutschen zu verehren haben wegen seines Strebens für das Vaterland und als Ideal eines deutschen Charakters, so dürfen wir zugleich nicht vergessen, dass er sich auch auf dem Felde der Wissenschaft als echter Deutscher bewährt hat, sowohl nach der Art seines Arbeitens als auch nach der Wahl des Stoffes. Mit der innigen Andacht eines echten Forschers hat er sich stets in den Gegenstand versenkt, den er aus den Schichten der Vergangenheit hervorgrub, um ihn dem Verständnis der Gegenwart näher zu bringen. Es handelte sich bei ihm nicht nie um logische Rechenexempel und Übungen blofs der scharfsinnigen Kritik, sondern sein Herz nahm daran teil und die Er-

gebnisse seines unermüdeten und scharfsinnigen Forschens gewannen unter seiner Hand warmes Blut und Leben. Ich erinnere nur an seinen Walther von der Vogelweide, an seine Untersuchungen über den Mythos von Thor nach nordischen Quellen, durch die er einer der Bahnbrecher auf diesem Gebiete wurde, an seine kritische Sammlung alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder.

III. Damit ist uns aber von selbst der Übergang gegeben zu dem Dritten, um unsere Anerkennung Uhlands als deutschen Dichters auszusprechen. Die kosmopolitische reine Menschlichkeit, in welcher so viele Bestrebungen, auch hervorragender Dichter, Genüge suchten, um darin wie der Vogel Strauß im Sande, den Blick auf die Pflichten des Strebens und Kämpfens für das Vaterland abzusperrten, galt ihm nicht als Ersatz des Vaterländischen für die poetische Auffassung und Darstellung, und selbst wenn er seine Stoffe aus nicht deutscher Sage und Geschichte entlehnte, so waren es solche, die das entschiedenste Gepräge deutscher Art, deutschen Sinnes trugen. Es war das bei ihm der natürliche Drang seines eigenen Wesens, aber zugleich das klar erkannte und mit Entschiedenheit erstrebte Ziel seines dichterischen Schaffens. So wendet er einmal, wo er von der nationalen Einheit Deutschlands spricht, den Gedanken auf die Poesie an: „Wenn die deutsche Dichtung wahrhaft national erstarken soll, so können ihre Vertreter nicht auf ein historisches oder idyllisches Deutschland beschränkt sein; jede vaterländische Frage der Gegenwart, wenn sie das Herz bewegt, muss einer würdigen Behandlung offen stehen.“ Wenn ich vorhin bemerkte, dass in den Gedichten Uhlands das Gewaltige, Dämonische nicht hervorträte; so ist das wenigstens für das eine Gedicht nur halb wahr, für des Sängers Fluch, in welchem er mit der strengen Würde eines priesterlichen Sehers und Sängers Gericht hält über den Korsen, der die deutsche Freiheit tötete und Palm, den Vertreter des freien Wortes und Liedes, erschiesens ließ.

Welch Gegensatz zu jenen, wir dürfen nicht sagen Deutschen, sondern nur: in deutscher Zunge schreibenden Dichtern, welche kurz nachher die Hand, die Deutschland mit Skorpionen gezüchtigt hatte, mit götzendienerischer Verherrlichung küsst. Man hat Uhland mit Walther von der Vogelweide verglichen, gewiss mit Recht; wie jener mit lebhaftem Ausdruck die Herrlichkeit des Frühlings, die Minne und Mannestüchtigkeit dem Leser zur Empfindung bringt, so wie es in einem deutschen Herzen empfangen ist, so auch Uhland; aber ebenso wie Walther unbekümmert um die Großen der Welt mit kühnem Mute auf die Gebrechen des deutschen Reiches und der Kirche hinweist, so singt auch Uhland nicht bloß von Lenz und Liebe, von selger, goldner Zeit, sondern in vollen Tönen von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit. Gustav Freitag weist auf einen Gegensatz der Süddeutschen und Norddeutschen hin: „Die Verfassungskämpfe der kleinen süddeutschen Staaten schulten eine Anzahl politischer Führer, warme Patrioten, kräftige, warmherzige Männer, zuweilen von begrenztem Gesichtskreis, aber unermüdetlich, frisch und hoffnungsreich. Die schwäbischen Dichter waren die ersten Künstlerseelen, welche durch Teilnahme an der Politik ihrer Heimat gekräftigt wurden; die süddeutsche Wissenschaft behielt gegenüber dem Universalismus des Nordens vorzugsweise eine patriotische Tendenz“. Ihre höchste Vollendung erreicht aber die Verbindung der aus dem Herzen quillenden, die Herzen ergreifenden Dichtkunst mit der Arbeit streng wissenschaftlicher Forschung und beides zugleich erfüllt und durchdrungen von vaterländischer, opferfähiger Gesinnung in Uhland. Auch als Dichter hat er eine nationale Erziehung im Auge, eine Erziehung zu vaterländischem und volkstümlichem Geist, er will uns von der Fremdherrschaft in jedem Sinne erlösen; Muster und Vorbilder findet er nicht bei den Griechen und Römern, sondern in den altdeutschen Sagen, in den mittelhochdeutschen Helden und Dichtern. Und grade

diese Einheit seines Wesens und Strebens als Dichter, als Deutscher und als deutscher Dichter, hat ihm auch eine Macht über die Gemüter gegeben, wie wenigen Dichtern in deutscher Zunge. Wenn wir die Worte des Normannenherzogs über Taillefer teilweise bildlich deuten und uns erinnern, dass das Wort fromm in dem von dem Dichter benutzten älteren Sinne jede in ihrer Art tadellose Tüchtigkeit bezeichnet, so kann das deutsche Volk diese Worte auf Uhland selbst anwenden: „der dienet mir fromm und recht, Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut Und singet so hell; das höhet mir

*) Der Jahrestag fiel in die zweite Woche des Schuljahres, weshalb namentlich für die Vorträge der Schüler sehr wenig vorbereitet werden konnte. Ja, die gehäuften Geschäfte am Schluss und Beginn eines Schuljahres hätten fast den Geburtstag überhaupt vergessen lassen. So musste alles aus dem Stegreif gemacht werden, auch die Vorträge der Schüler. Die Lieder wurden deshalb z. B. vom Platze gesungen und zwar möglichst allgemein. Es schien unter diesen Umständen nicht angemessen, Gäste einzuladen; doch wurde insofern

den Mut.“ Wer Uhland aus ganzem Herzen und aus voller Seele als Dichter und als Mann, als Forscher und als Patrioten hochachtet und verehrt, der adelt sich selbst. —**)

II, b. Kaiserwahl. — OIII, a. Taillefer — OIII, b. Des Sängers Fluch. — *Gesang: Jung Siegfried.* — UIII, a. Das Glück von Edenhall. — UIII, b. Der blinde König. — *Gesang: Der gute Kamerad.* — IV, a. Klein Roland. — *Gesang: Der weisse Hirsch.* — IV, b. Des Knaben Berglied. — V. Einkehr. — VI. Schwäbische Kunde.

Schlussgesang: Wir heissen Deutsche; kennt ihr unsre Farben.

ein Festtag daraus gemacht, als am Nachmittage keine Schulstunden gegeben wurden, sondern die Schüler erst um 3 Uhr zur Feier in der Aula erschienen.

** Es muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass bei aller Selbständigkeit des Vortrags doch in manchen Gedanken, auch einigen wörtlich entlehnten Sätzen der treffliche mit —rt unterzeichnete Aufsatz in der Beilage der Nr. 83 (8. April 1887) der Täglichen Rundschau benutzt ist.